Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Hans Beat Wieland
Autor: Lang, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571498

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jahrhunderte hausen wir Lauffen am Fall:
Uns wiegte, uns weckte sein mutiger Hall;
Doch nimmer ist über den flutenden Wall
Eine lebende Seele gefahren!"

Sie bringen die Rede dem Junker nach Haus.
Da zieht Herr Kuno die Stirne kraus
Und wandelt heimlich zum Strande:
„Was gestern gelungen, gelingt wohl auch heut!
Nie hat noch ein Ritter Gefahren gescheut,
Doch immerdar Lüge und Schande!
Laß glücken, Frau Minne, was Ehre gebot,
Und wende noch einmal dem Minner den Tod!"
Jach springt der Jüngling ins harrende Boot,
Zerhauend die haltenden Bande.

Nun zwingt er hinaus den tanzenden Kahn,
Nun legt er sich nieder, schaut himmelan,
Zu lauschen den rauschenden Wellen.
Sie singen von Frauen, so falsch und so schön,
Von Hexengeraun' und Sirenengetön
Und schwankender Schiffe Zerschellen,
Von klirrender Fessel an reisiger Hand,
Von mannheiterdrosselndem Eheband,
Von nagender Reu, wenn der Zauber entschwand,
Und der Hölle lachendem Gellen!

Da hört er's brausen, blickt auf und schaut
Auf des Schlosses Söller die liebende Braut,
Die weißen Hände gewunden!
Und auf im Nachen springt Kuno wild,
Die Arme verbreitend dem lieblichen Bild —
Da ist er im Wirbel verschwunden!
Am ragenden Felsen der Weidling zerschellt,
Durch den Donner von oben ein Wehruf gellt:
Wie ein Stern vom Söller Schön-Irma fällt,
Die im Tode den Liebsten gefunden!

Zwei Leichen spülen die Wellen ans Land,
Wo heut sich aus blühendem Inselstrand
Die Türme des Klosters erheben.
Und es rauschen die Wogen: „Vermählte der Flut,
Ruht selig beisammen in unserer Hut,
Umduftet von Lilien und Reben!
Die Liebe, die reine, beschützte der Rhein,
Doch, schlichen Zweifel und Trotz sich ein,
Beschied er euch, sterbend vereinigt zu sein
Und im Lied unsterblich zu leben!"

Hans Beat Wieland.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit dem Bildnis des Künstlers, drei Kunstbeilagen und dreizehn Reproduktionen im Texte.

I.

Hans Beat Wieland sehe ich äußerlich als einen, der im Winter mit Schneeschuhen im Gebirge herumfährt. Mit dem Rucksack auf dem Rücken. Daraus lugt eine Staffelei, und der Mann mag in abendlichen Stunden, wenn im Tal schon die Lichter brennen, ausschauen wie ein Gespenst...

Aber seine besten Bilder geben diese Impression: eine leuchtende, strahlende winterliche Frische. Einer malte sie, der mit rotgefrorenen Händen und Wasserstiefeln im Schnee stand und den Wintertag auf die Leinwand riß. Mit Ruck und Druck und fröhlichem Augenzwinkern.

In der Münchner Ausstellung vom vergangenen Sommer hatte er die Abteilung für Wintersport arrangiert. Eine riesige Schneelandschaft in Tempera hing in dem Raum. Wahrhaft großzügige dekorative Wirkungen verbreitend. Dabei von einer blendenden Leuchtkraft. Das Bild durchsonnte die ganze Halle.

Es ist das Besondere dieses Malers so zu sehen. Das Flirrende einer Landschaft so zu geben, und als etwas Starkes erscheint es, daß er gerade das Hochgebirge so zu gestalten vermag.

Hans Beat Wieland.

Vieles ließe sich über die verschiedenen Stile der Gebirgsmalerei im Laufe des vergangenen Jahrhunderts sagen. Zuletzt war kein Süjet so verekelt. Kein Thema im Auge des wirklichen Könners so unmöglich geworden. Und das war damals der Morgen einer neuen Kunst; denn die Flucht vor dem Gebirge hatte ihren innern Grund.

Die Hochalpen waren für den Künstler, der sich mühte, die Natur durch eine ganz neue Art des Striches zu bändigen, ein zu lauter Vorwurf, stofflich eine zu krasse Betonung.

Ich erinnere an ein Wort Maupassants:

„Celui qui m'étonnera en parlant d'un caillou, d'un tronc d'arbre, d'un rat, d'une vieille chaise, sera certes sur la voie de l'art et apte, plus tard, aux grands sujets. On a trop chanté les aurores, les rosées et la lune..."

In diesem Rat und Arbeitsprogramm liegt ein tiefstes Wissen vom Wesen der Kunst. Das Bewußtsein von der Bedeutungslosigkeit des Stofflichen und der Wichtigkeit der neuen besondern Gestaltung. Ein Wunder muß sich vollziehen: Der Künstler soll neue Augen haben und

mehr verkünden, als alle je wußten. Das Alltäglichste soll in ihm wie in einem seltsamen, noch nie geschaffenen Gefäß neue Form annehmen.

Und die Maler, die damals jung waren und so viel in sich trugen, standen vor dem Gebirge wie vor etwas Fremdem.

Wie wollten sie bei so riesenhaften Dingen ihre eigene Seele unterbringen? Wie sollten sie den Stoff so weit unter ihr Gesicht hinabdrücken, um ihn in den letzten Klüften zu erkennen und zu meistern?

Sie gingen an die See und starrten nach den Dünen und dem, was über dem Wasser lag. Sie rangen mit den Farben und Wandlungen einer einfachen Landschaft zu allen Stunden des Tages. In ihrer Erinnerung lebten vom Gebirge jene frühern, abschreckend süßen, in Rosa getauchten Bilder...

„On avait trop chanté les aurores..."

Da brach der Bann mit dem Sieg der reinen Koloristik. Segantini und andere prägten die ersten Proben der neuen Art, und nun wurde bewußt, daß „Gebirge" ein Kampf ist von Hell zu Dunkel, ein Liegen von Lichtsträhnen auf Gletscherschnee, ein Flimmern von atemlos klarer Luft... Solches sahen die Neuen, und was sie uns gaben, war nicht von sentimentalen Gefühlslinien getrübt.

II.

Etwas kam hinzu: ein ganz neues Verhältnis zum Menschlichen, zur Staffage überhaupt in der Landschaft. Die Gestalten lösten sich in ihrer Umgebung vollständig auf, die Gegensätze schwanden, und einzig die Gemeinsamkeit als farbiges Problem hielt das Ganze zusammen.

Aber eine Erdständigkeit aller Wesen wuchs daraus, die schrankenlos war. Diese Menschen, die da in Segantinis Bildern wandeln, gehören so zu ihrer Scholle, als wären sie darauf gewachsen wie der Baumstrunk, der sich neben ihnen emporreckt. Sie sind umhüllt vom Traum dieser ganzen Atmosphäre, haben ihr Gefühl und ihren Atem. Niemals stand so klar ein altes Wort vor mir, das ungefähr lautet: „Der Mensch ist wie eine Blume des Feldes..."

Ernsthaft: Der Impressionismus kann eine verteufelt natürliche Weltanschauung verkündigen: Mensch und Tier wandern auf derselben Straße.

Der Fall ist klar: Wie ich durch ein blaues Glas alles im selben Ton sehe, gibt die Farbe als Medium der Natur den Wert der koloristischen Nüancen einzelner Wesen ohne Rücksicht auf vorhandene oder nicht vorhandene psychische Eigentümlichkeiten.

Künstlerisch kommt es aber nicht in erster Linie darauf an, daß Seelisches dargestellt wird, sondern, daß Seelisches sich bildet, indem etwas dargestellt wird. Die Schwingung muß im Falle der reinen Malerei in der Tönung liegen — darin, daß sich solche Akkorde verbinden; das psychisch Besondere der Gestalten mag ein Geheimnis bleiben.

III.

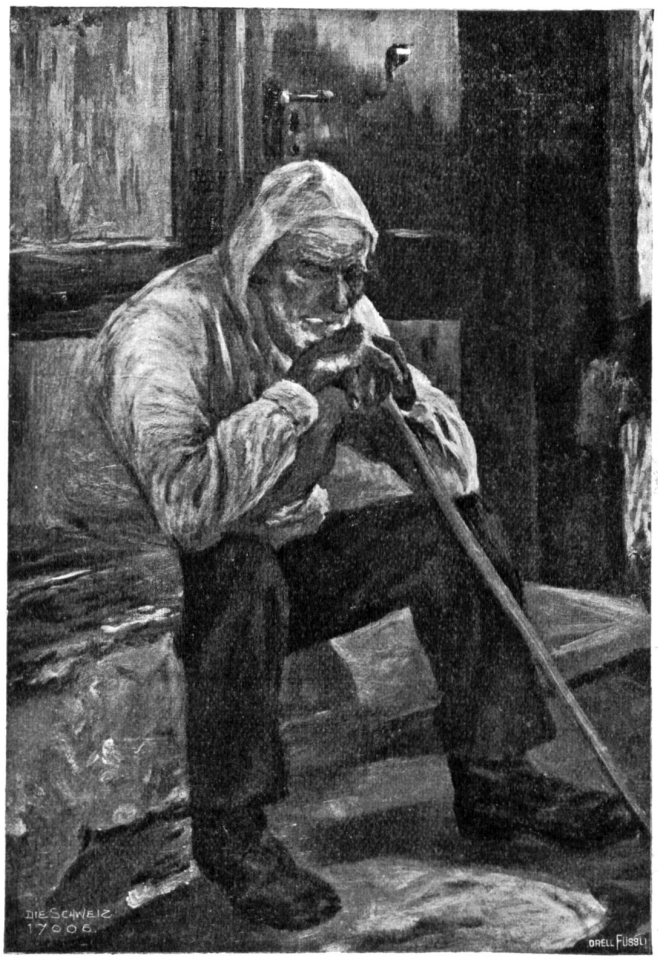
Hans Beat Wieland, geboren 1867... Muß hier sein Nekrolog geschrieben werden? Nein!!! So will ich von seiner Kunst reden.

(Daß er ein Schweizer ist, da und dort an Akademien war, zuletzt sich wieder umkrempelte — auf ganz eigene Beine stellte, mag der Leser auch ohnehin wissen).

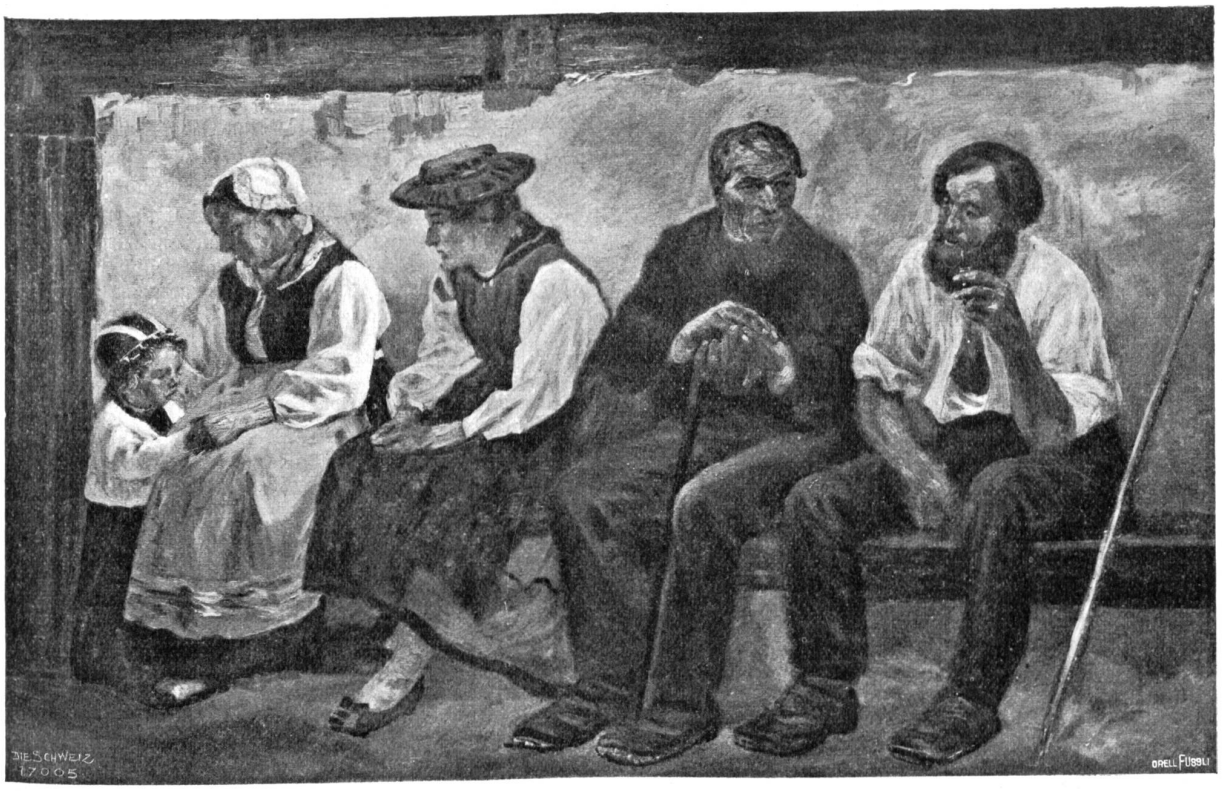
Also: Wielands Möglichkeiten und Wirkungen liegen auf verschiedenen Feldern. Einmal im rein malerischen, dann im zeichnerisch charakterisierenden und wiederum im großdekorativen Sinne. Auch Arbeiten rein kunstgewerblicher Art behandelt er mit viel Humor, wie die Geburtsanzeigen seiner Kinder und die Neujahrswünsche, die er gemeinsam mit seinem Hunde „Tino" in die Welt sandte, beweisen (s. S. 17 ff.).

Was nun seine Qualitäten im Farbigen anbetrifft, können natürlich die beigedruckten Proben in Schwarzweiß wenig Vorstellung geben... Man sollte überhaupt Bilder nicht reproduzieren und auch nicht über sie reden müssen, sondern jedem das Original vor das Gesicht halten!

Da ist eine feine Arbeit: „Morgensonne" (S. 14). Die Frau auf dem Balkon, mit dem Kind. Wie strahlend hell ist das gegeben! Ein weißleuchtendes Kleid kontrastiert mit dem rotbraunen Holzton des Gebälks und fließt zugleich über in das gleißende Flirren des Wassers, in das die Wolkenreflexe und das ferne blaue Ufer getaucht sind. Eine ganz einfache Diktion bringt starke Wirkungen hervor.



Hans Beat Wieland, Basel-München. Blinder (1903).



Hans Beat Wieland, Basel-München. Walliser Leute (1907/08).

Dann folgen eine Menge Süjets aus dem Gebirge, das Wielands Sommer- und Winterheimat geworden ist. Schade, daß keines seiner blendenden Aquarelle, deren er besonders aus der Umgebung von Klosters eine größere Kollektion geschaffen hat, mit dabei ist*).

Sowohl für einzelne Volkstypen als auch für das Landschaftliche zeigt der Künstler intensives Interesse. Besonders das „Wallis" hat ihm da manches charakteristische Modell geboten.

Aus dem Jahre 1905 stammt der „Walliser" im Profil (S. 13), dessen wetterharte Züge mit großer Wucht geschrieben sind und wobei auch der braune Rock und das bräunliche Fleisch mit der rötlichen Wand einen merkwürdigen Zweiklang geben.

Von 1903 ist der „Blinde" (S. 10). Das Ganze in Grau bis Braun gehalten, mit einem blauen Klang des Oberkleides. Sehr eindrucksvoll ist die monotone Ruhe der Gestalt.

1907/08 ergab eine ganze Gruppe von Walliser Leuten (s. obenstehende Reproduktion). Insbesondere den Männern eignet eine wundervolle Starrheit der Gebärde, wie Wieland überhaupt die lapidare Schwere dieses Volkes glänzend sieht. Auch farbig ist das Gemälde ein brillantes Spiel. Braune und tiefblaue Töne schwimmen ineinander; dazwischen wirken die blendend weißen Aermel der Frauen wie Einschnitte im koloristischen Rhythmus.

Entzückend gesehen sind die „Sommervögel" (S. 5). Ein Pensionat wie ein bunter Schwarm auf der Bergkuppe. Wehende Schleier und weiße Kleider auf dem dunkeln Rasen. Silhouetten, die in den Himmel hineinschneiden, und im Hintergrunde gleißende, vereiste Hänge.

Ganz in blaues Licht getaucht ist „Notturno" (S. 15), während die „Schneeschmelze" (S. 4) durch seltsame Farbigkeit interessiert. Diese Kontraste der Schneedecke mit der tiefbraunen feuchten Erde und dem dunkeln Gewand der Frau, deren rote Jacke wie ein frischer, krönender Akzent hineinklingt, das gehört zum Besten, was unser Künstler bisher geschaffen hat.

In leuchtendem Dunkel ruht die „Sommernacht" von 1906 (erste Kunstbeilage). Durch die hängenden Tannenäste ragt die Zeichnung der Berge, und im Tal loht ein Feuer zwischen den Bäumen... Es erfordert sehr viel Können und Geschmack, um ein so stilles Bild zu malen, dessen Impression gerade deshalb so stark ist, weil keine spezielle Prätention der Staffage oder des Ausdrucks die einfachen Linien der Stimmung stört.

Koloristisch sehr intensiv ist dann die „Prozession zu Evolena" von 1907 (zweite Kunstbeilage). Sie bietet auch als Süjet große farbige Möglichkeiten. Leuchtende Gewänder und bunte Fahnen, dumpfe braune Bauernröcke und schimmernde Kopftücher, dunklere Holzhütten und den hellen Hang des Berges bringt Wieland zu einem polyphonen Ganzen von packender Struktur.

Es ist eine einfache Größe in diesen Bildern, ein Verzicht auf jeden äußerlichen Schmuck. Und wenn der Künstler erst in den Bereich der winterlichen Alpen kommt, zum bläulich glitzernden Schnee, den einsamen Kirchlein und armseligen Holzhütten, da in der Ferne dunkle Tannen ragen und eisige Zacken am Horizont, wird alles für

*) Zwei solcher Aquarelle von Hans Beat Wieland holen wir unsern Lesern in farbiger Reproduktion im zehnten Jahrgang der „Schweiz" (1906), nämlich „Am Konkordiaplatz (Aletschgletscher)" S. 156/57 und „Das Untergabelhorn" S. 348/49. A. d. R.

ihn ein Wintersonnen-Vielklang, ein seltener farbiger Jubel.

IV.

Man darf seine Bedeutung als Graphiker nicht unterschätzen. Die „Schweiz" hat neulich in der Sondernummer der „Walze" Proben davon gebracht. Ich schrieb damals*) und kann es heute nicht besser formulieren: „Mächtig als Silhouette wirkt der Senn in Wielands ‚Alpsegen'. Wieland hat überhaupt einen seltsam geschärftsten Sinn für die Stimmung des Gebirges, für die blaue Nacht in den Bergen, da unten ferne ein paar Lichter schimmern. So steht auch dieser Aelpler in imposanter Größe da. Ebenso fesselnd hat Wieland die reckenhafte Pyramide des Matterhorns gezeichnet mit dem einsamen Schwarzsee, in dem sich die Sterne spiegeln. Das Ganze ist ein farbiges Notturno in Braun und Blau, darin ein leises Rosaleuchten der Gletscher wie ein hoher Akkord verklingt..."

V.

Wieland hat anläßlich der Aufführungen des Münchner Künstlertheaters vom vergangenen Sommer die Dekorationen und Kostüme zum „Tanzlegendchen" gezeichnet. Davon soll noch ein Wort gesprochen werden. Nicht über das Künstlertheater; denn darüber ist schon soviel Merkwürdiges geschwätzt worden, daß zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.

Also, das „Tanzlegendchen", aber nicht Gottfried Kellers „Tanzlegendchen". Der Textschreiber und Musiker und Dekorateur hatten von Anfang an eine ganz andere Stellung zum Stoff als Keller. Bei Keller wird die Legende wunderhübsch ironisiert. Der König David ist ein netter alter Herr, Musa ein schelmisches Jüngferchen, die neun Musen stören den ganzen Himmel auf, und der alte David geht herum und streichelt ihnen das Kinn. Noch ein kleiner Schritt, und es wäre etwas entzückend Komisches von Offenbach geworden. Zugleich etwas für uns Lebendiges und Dramatisches.

Die Bearbeiter nahmen den Stoff ernst und gestalteten ihn, um das kindlich Naive der Geschichte darzustellen. Gleichsam als mittelalterliches Mysterium. Dazu sollte eine ganz neue Tanzkunst gezeigt werden. Tanzkunst ist aber unzertrennbar mit einer Tänzerin verknüpft. Die da war, tanzte nicht besonders, nicht original, und so kam uns die neue Tanzkunst gar nicht zum Bewußtsein. So fehlte auch der Aufführung das Wenige von Spannung und Impuls, das Interesse erweckt hätte, da zudem der Text noch über alle Maßen kindlich war. Auch die Musik war zu schwer für eine so zarte Sache, war keine Illustration, die sich den leisen Vorgängen angepaßt hätte, und so blieb vom Ganzen als einzig Gutes das Bildhafte.

Da gab Wieland Eindrücke von schönstem Reiz. Es lag eine Farbenpracht in den Szenerien, die wundervoll war, und das Schlußbild vor allem erinnerte an jene starren Mosaiken der Markuskirche in Venedig, da die Gestalten in machtvoller Erhabenheit, in feierlicher Größe der Gesten und in asketischem Glanze vom goldenen Himmelslicht umstrahlt herniedersehen.

Es scheint mir dies eine starke Probe, daß diesem Künstler auch ein dekoratives Können im großen Stile innewohnt. Ein Können, das an neuen Aufgaben zu steigern wäre.

VI.

Hans Beat Wieland ist in den besten Jahren seines Schaffens. Was über ihn gesagt werden kann, ist alles relativ; aber man verbindet mit jedem Maler so irgend eine Vorstellung: etwas Leuchtendes oder etwas Sanftes, etwas von Farbigkeit oder lebendiger Wucht des Striches. Dem Merkwürdigen, was dieser oder jener in der Struktur seines Könnens an sich hat, nahe zu kommen, dazu werden Begleittexte geschrieben. Man gräbt am künstlerischen Charakter dieser Menschen herum, wenn ihr Wesen auch nur für einen Augenblick zu fassen und zu formulieren ist.

Für unsere Heimat möchte ich diese Dinge immer noch etwa dreimal so laut sagen als sonst. Dreimal so laut, weil dann Garantie vorhanden ist, daß es gelesen wird. Und wenn von einem dieser Künstler, deren Ruf auszubreiten ich mich anstrenge, der Bürger ein Bild kauft und es in seiner guten Stube aufhängt, bin ich selig. Selig wie einer, der etwas Gutes gewirkt... Der Leser weiß Bescheid!

Willy Lang, München.

*) „Die Schweiz" XII 1908, 419.

Ohne Mutter!

Nachdruck verboten.

Eine Stromergeschichte von Ignaz Kronenberg, Meyerskappel.

1. Warum?

Wie kam es nur, daß ich ein Stromer wurde? Ich weiß es selbst nicht; es kam so nach und nach, wie ja auch der Mensch selten auf einmal gut oder schlecht wird, er muß sich dazu entwickeln. Aber ist einer schlecht, dann müssen sicher andere schuld sein daran, das ist so ein alter Brauch; fürs Gutsein brauchts ja keine Entschuldigung! Soviel ist sicher, daß mein Metier, die Schusterei, ganz und gar nicht paßte zu meiner absoluten Sitzlederlosigkeit, und ich kann heute noch nicht begreifen, wie man nur auf die Idee kommen konnte, einen Schuster aus mir zu machen, der ich als Bube vom Lehrer fast täglich meine Heiligen kriegte wegen meiner allzugroßen Aehnlichkeit mit dem Quecksilber und wegen meines früh erwachten Wandertriebes, der mich gar oft verleitete, irgend einen lauschigen Waldwinkel der dumpfen Schulstube vorzuziehen. Wahrscheinlich glaubte man, es sei in der Erziehung ähnlich wie in der Medizin, wo man, wie's in einem alten Kirchenbuche steht, calida frigidis und frigida calidis, das heißt auf deutsch Erhitzung durch Kühlung und Erkältungen durch wärmende Mittel bekämpft. Darum gaben mich die Eltern, nachdem sie es zuerst noch mit zwei Jahren Lateinschule probiert hatten — ich hätte vielleicht doch noch so ein verstecktes Genie sein können — zu einem ehrsamen Schuster in die Lehre, einem guten Kerl, der gern fünfe grad sein ließ, wenn man ihm nur sein Schnäpschen und die verschiedenen Tipse nicht mißgönnte, womit er sich das Leben zu verschönern pflegte.

So ging es mir in der Lehrzeit nicht gerade bös. Meine Eltern zahlten gut, und da meinte der Meister, er müsse mir gegenüber auch ein Gleich haben, und sah mir viele tolle Streiche, Dummheiten und Faulenzereien nach, die er an einem andern nicht geduldet hätte. Nur einmal kann ich mich erinnern, daß er eigentlich wütend auf mich wurde und daß sein Namen als Meister Knieriem auf meinem Buckel deutliche Andenken hinterließ. Es war aber auch darnach! Die Meisterin hatte ihm ein Gläschen Schnaps bereit gestellt in seiner Abwesenheit,